

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 273 Bydgoszcz / Bromberg, 28. November 1937

# Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer



(13. Fortsetzung.) ——— 

Es ist eine laute lärmende Nacht in Se-Longs „Jardin del Paraiso" Sonnabend nacht. Aus den umliegenden Camps sind die Ölarbeiter gekommen, die Arbeiter, Gerüstebauer und Bohrer, die Taschen prall gefüllt mit Gold- und Silberpesos, ihren Wochenlöhnen. Denn um Panuco blüht noch ein letztes bescheidenes Restchen des einstigen Wohlstandes. Noch steigen da und dort neue Bohrtürme aus dem Busch, noch quillt Öl. Noch fließen Tequila und Whisky in den Tanzhäusern am Fluß, noch lachen schöne Frauen den verschwenderischen Ölmännern zu.

An einem Tisch inmitten des Chaos aus Menschen und Musik sitzt allein ein Indio, ehrfurchtsvoll umdienert von sämtlichen Kellnern des Lokals. Die gedrungene Gestalt steckt in einem gutgeschnittenen Rohseidenanzug, glattrasiert spannt sich die Haut über die vorstehenden Backenknochen, die tiefschwarzen, glänzenden Haare sind sorgfältig zurückgebürstet. An den nervös klopfenden, kurzen Fingern glänzen zwei haselnußgroße Diamanten. Señor Porfirio Legueiro.

Über den Rand des Sektglases folgen seine schwarzen, flinken Augen jeder Bewegung der „neuen jungen Kraft". Sie hängt wie eine Puppe im Arm eines blonden, schlanken Hünen und bewegt ihre Füße mechanisch im Takt des Tangos. Bei jedem Schritt spürt sie am Schenkel den leisen Stich ihrer kleinen Nähschere. Es tut ein wenig weh, aber es beruhigt sie, beweist ihr immer wieder, daß sie trotz allem doch noch Herrin ihrer Entschlüsse ist.

Die kleine silberne Nähschere!

Sie hat fleißig mitgeholfen bei den paar Ausstattungsstücken, die sie sich mitgebracht hat. Wie eine letzte Rettung hat Luise sie begrüßt, als sie ihr beim Auspacken in die Hände fiel. Ein kleiner Stich und alles ist vorüber, Hoffnung, Enttäuschung und Verzweiflung. Einen Augenblick lang ist sie schon entschlossen gewesen, diesen Weg zu gehen, einen Augenblick hat sie die scharfe Spitze schon an der zitternden Haut ihres Handgelenks gefühlt. Aber nur einen Augenblick; dann hat ihre Jugend, ihr Wille zum Leben gesiegt. Warum sollte das Schicksal, das sie aus einem Himmel der Erwartung in eine Hölle der Verzweiflung sandte, sie nicht wieder emporheben? Und als die mütterliche fremde Frau sie in den Tanzsaal holte, brachte ein verstohlener Griff das silberne Spielzeug unter ihr Strumpfband. In ihren Gedanken wuchs die Filigranschere zu einer Schußwaffe, die ihr Sicherheit und Ruhe wiedergab. Fürs Letzte war immer noch Zeit, noch konnte ein Wunder geschehen.

Zögernd war sie in den Tanzsaal getreten, hatte mit ängstlichen Augen die Rauchschwaden zu durchdringen versucht. Es sah nicht nach einem Wunder aus. Wohin sie schaute, sah sie schwarze, braune, blaue Augen prüfend auf sich gerichtet. Aufstöhnend begann die Kapelle einen Tango, drei Männer schwankten auf sie zu. Aber bevor ein Arm nach der Zitternden greifen konnte, schob sich eine mächtige Gestalt dazwischen; sie taumelte zurück, wollte fliehen, wortlos umfaßten sie zwei kräftige Arme und zogen sie in den Saal. Der Tango war aus. Doch ihr schweigsamer Tänzer hielt sie mit der Rechten fest, griff mit der Linken in die Tasche, ein Goldstück flog im weiten Bogen durch den halben Saal und landete klirrend auf dem Musikpodium. „Nochmal einen Tango!"

Luise hebt während des zweiten Tanzes die Augen. Ein wenig Dankbarkeit liegt in dem Blick. Sie sieht ein schmales, tiefgebräuntes Gesicht über sich geneigt, sieht einen wirren, blonden Haarschopf bei jedem Schritt über der schweißbedeckten Stirn wippen. Der Atem riecht nach Alkohol, aber die Augen sind klar und ungetrübt und verfolgen krampfhaft jeden Schritt seiner schweren Füße. Er hat noch kein Wort mit ihr gesprochen. Nur wenn seine Schuhe beim Tanz trotz aller Achtsamkeit ihren Fuß berühren, kommt ein unverständliches Brummen von seinen Lippen, das sowohl eine Entschuldigung wie auch eine Verwünschung sein kann.

Das Saxophon verseufzt den letzten Takt. Ihr stummer Tänzer lockert den Griff, ein Kellner schießt auf Luise zu.

„Hallo, Mädel, geh sofort zu diesem Gast!" Sein Finger zeigt nach dem Tisch, an dem Legueiro sitzt. Luise schaut ihm nach und sieht zwei hungrige, schwarze Augen in einem breiten, braunen Gesicht. Unwillkürlich krampfen sich ihre Finger um den Arm ihres Tänzers.

Auch seine Augen sind der befehlenden Geste des Kellners gefolgt. „Oh, Don Porfirio!" murmelt er, sein Blick wird schmal und hart und sein Arm zieht das Mädchen wieder fester an sich. „Richten Sie dem famosen Señor Legueiro aus", er schiebt den Kellner zur Seite, „Gustav Jensen lasse ihm sagen, daß die Señorita für diese Nacht ihm gehöre!" Wieder klirrt ein Goldstück in den Blechtrichter auf dem Podium und Luise tanzt den dritten Tanz mit dem langen Gus. Sie hat die raschen spanischen Worte an den Kellner nicht verstanden, aber sie fühlt, daß dieser Mann sie vor dem anderen beschützen will.

„Sind Sie Amerikaner?" fragt sie schüchtern auf spanisch.

„No!" sagt ihr schweigsamer Partner, reißt seine Blicke von den Schuhspitzen los, um ihr ins Gesicht zu sehen, und tritt ihr im selben Augenblick auf den Fuß. „Verflucht!"

„Verflucht!" wiederholt mit einem befreiten Aufatmen Luise und bleibt auf dem anderen Fuß stehen, „Sie sprechen deutsch?"

„Aber gewiß! Bin ja ein Deutscher!"

„Ich auch, ich bin aus Österreich!"

„Ja, Mädel, wie kommst denn du —"

Eine kleine gelbe Hand klopft Gus auf die Schulter. „Was gibt es Se-Long?" fragt er unwirsch den grinsenden Chinesen, den Besitzer des Lokals.

„Es blühen viele Blumen in meinem „Jardin del Paraiso", Señor", flüstert dieser nach einer tiefen Verbeugung, „wählen Sie unter ihnen und geben Sie diese Knospe frei."

Gus schaut finster in das lächelnde Asiatengesicht, schaut an ihm vorbei und sieht da und dort einen Mann aufstehen und, die Hände in den Taschen, näher kommen. Er unterdrückt eine harte Antwort, er weiß, daß er für den Augenblick nachgeben muß.

„Geh zu dem Kerl!" zischelt er Luise zu. „Aber habe keine Angst, ich bleibe bei dir."

Ein erfrorenes Lächeln auf den Lippen, setzt sich Luise an den Tisch des mächtigen Gastes. Der lange Gus holt einen freien Sessel und stellt ihn dröhnend neben den ihren.

„Guten Abend, Señor Legueiro! Was macht die Vulkan Company?"

Don Porfirio schluckt seine Wut hinunter und antwortet stolz: „Ich bin die Vulkan Company! Wollen Sie vielleicht als Kontraktor zu mir kommen?"

„No, Herr, so betrunken bin ich noch nicht. Ich bin an pünktliche Abrechnung gewöhnt. Aber ich wüßte Ihnen einen fabelhaften Fachmann — John Dodson!"

Don Porfirio fährt unmerklich zusammen, ein geduckter forschender Blick sucht die stahlblauen Augen seines Gegenübers. „Was weiß der Mann?" steht in diesem Blick.

„John Dodson ist doch tot", sagt er dann mit etwas unsicherer Stimme. „Aber ich bin nicht hier, um vom Geschäft zu sprechen", flüchtet er von dem heiß werdenden Boden, „ich bin hier, um mich zu amüsieren. Sie doch auch?"

„Ganz richtig, Señor Legueiro! Nur schade, daß wir beide denselben Geschmack haben!" meint Gus ruhig, greift mit gelassener Selbstverständlichkeit nach der weichen kleinen Hand des Indios, die wohlwollend Luises Schulter tätschelt und legt sie unsanft auf den Tisch zurück.

Ein unheilvolles Schweigen kriecht über den Tisch. Ohne die Worte verstanden zu haben, fühlt Luise, wie beide Männer um sie ringen. Sie möchte aufschreien vor Schmerz und Scham. Aber niemand würde auf sie hören, niemand würde sie verstehen. Verkauft, verwürfelt . . .

Verwürfelt? Ein neuer, wahnwitziger Gedanke keimt in ihr auf: wenn schon einmal die Würfel so entscheidend in ihr Leben eingegriffen haben, warum nicht ein zweites Mal? Ein rascher Blick streift die beiden Männer. Sie sieht Haß, Kampf in ihren Augen. Ein zweiter Blick irrt über die Nebentische: braune, unheimliche Gesichter, die lauernd die Vorgänge an ihrem Tisch beobachten; kaum ein Weißer. Kommt es zum Kampf, muß ihr Beschützer verlieren. Und dann . . . — ihre zitternde Hand tastet nach der Schere. Mühsam zwingt sie die Worte über die Lippen: „Würfeln Sie, spielen Sie doch um mich!"

Gus mustert sie erstaunt, sieht die schreiende Angst in ihren Augen. Er versteht, sein Denken wird klar und nüchtern. Legueiro ist ein mächtiger Mann: ein Wink von ihm und aus den Gästen werden ebenso viele Feinde. Zeit gewinnen!

„Würfeln wir um diese Frau!" übersetzt er dem Indio Luises Vorschlag.

Legueiro verzieht höhnisch den Mund. Er ist seiner Sache sicher, weiß, daß das Mädchen ihm gehören wird, auch wenn er verliert.

Aber er will den Nervenkitzel des Spiels, das für ihn ohne Risiko ist, ganz auskosten.

„Würfeln? Nein! Wenn es um Leben und Tod und Liebe geht — würfelt ein Mexikaner nicht. Da entscheidet die springende Bohne . . . Bursche!" ruft er dem Kellner zu, „bring die Bohnen!"

Der Kellner bringt ein Stück Kreide und einen Becher, der halb voll ist mit den rundlichen, erbsengroßen Früchten der Springbohne. Die Musik bricht ab, alle Köpfe drängen sich um den Tisch, alle Augen starren auf den Kreidekreis, den Don Porfirio auf den Tisch zeichnet. Denn die Bohnen sind die Kugeln des mexikanischen Duells, das noch spannender, noch peinigender ist als das amerikanische. Bei diesem entscheidet ein Bruchteil einer Sekunde über Gewinn und Verlust; die unberechenbare Frucht, die im mexikanischen Duell entscheidet, steigert die Spannung.

„Nehmen Sie!" Der Indio hält dem Kontraktor den Becher hin. „Jeder setzt sein Pferdchen in der Mitte an, wer zuerst den Kreisrand erreicht, hat gewonnen."

Gus greift in den Becher und nimmt die erstbeste. Legueiro wählt sorgfältiger. Die zwei Schicksalsbohnen werden in die Mitte des Kreises gelegt, ein brauner und ein weißer Zeigefinger halten sie noch fest. Eine Menschenmauer umgibt den Spieltisch. Gäste, Kellner, Musiker, Mädchen ballen sich zu einem totenstillen, schweratmenden Ring.

„Die größere gehört mir", sagt Legueiro. „Achtung! — Los!"

Zwei kleine, gelblichweiße, leblose Kügelchen liegen friedlich nebeneinander in der Mitte des Tisches. Nein, nicht leblos! In ihnen schlummert eine geheimnisvolle, unberechenbare Kraft. Wie unter der Macht der hundert Augenpaare springt plötzlich die eine hoch, kollert ein Stück weiter; die andere folgt. Ermüdet liegen sie sekundenlang regungslos nebeneinander. Dann macht die kleinere Bohne, Gus' Bohne, einen Vorstoß. Fausthoch springt sie in die Höhe, kollert gegen den Kreidekreis und bleibt einen Finger breit vor ihm liegen. Ein unterdrücktes Aufstöhnen der Zuschauer folgt ihrem Weg. Nun rührt sich auch Legueiros Pferdchen. Aber es springt zurück zur Kreismitte, hüpft in krausen Linien um den Mittelpunkt. Legueiro ballt die Faust, daß die Knöchel weiß werden. Die Augen Luises und Gus' starren gebannt auf die kleinere Frucht, die noch immer regungslos neben der Kreislinie liegt. Ein kleiner, kurzer Sprung nur und das Spiel wäre gewonnen! Da reißt ein erregtes Murmeln der Menschenmauer ihre Blicke zu der Bohne des Gegners. In kurzen, schnellen Sätzen hüpft sie über den Tisch, springt knapp vor der Kreislinie noch einmal, wie um Anlauf zu nehmen, zurück, setzt dann mit einem hohen Sprung über den Kreis und kollert vom Tisch auf den Boden.

„Gewonnen!" brüllt Legueiro.

„Gewonnen! Es lebe Don Porfirio!" brüllen die Gäste. Die Spannung der letzten Sekunden macht einem wilden Jubel Platz. Der Indio hat gesiegt über den Weißen! „Musica! Tequila! Bier! Viva Don Porfirio! Viva Mexico!"

Gus ist regungslos sitzengeblieben. Er sieht eine braune Hand nach dem Mädchen greifen, er weiß, daß es eine Mörderhand ist, daß an ihr das Blut seines alten Kameraden Dodson klebt. Er sieht zwei gehetzte, verzweifelte Augen aus einem totenbleichen Gesicht ihn anstarren, flehend, hilfesuchend. Eine heiße Blutwelle steigt ihm zu Kopf. Aber mit übermenschlicher Gewalt reißt er sich zusammen, wird nüchtern, kalt berechnend.

Langsam steht er auf. Ein krachender linker Schwinger schmettert Legueiro zu Boden, fast gleichzeitig krachen zwei Schüsse, das Licht verlischt, klirrend fallen die Scherben der Lampen auf die schreiende Menge. Luise fühlt einen eisernen Arm, der sie hochreißt. Ein paar mächtige Sprünge zur Tür. Ein Motor springt an, zwei Scheinwerfer senden weiße Pfeile in die Finsternis.

Eine halbe Stunde später hält der Ford vor einem Wellblechhaus. In dicken Tropfen rinnt schwarzes Öl von den Rädern. Aus der Finsternis wachsen die mächtigen Balken eines Bohrturms.

Gus verlöscht die Scheinwerfer, springt heraus und öffnet mit einem Tritt die Tür der Hütte.

„Komm!"

Luise folgt ihm und wankt mit zitternden Knien in den Raum.

„Setze dich!" schiebt ihr Gus einen Sessel zu, geht zum Wandschrank, holt die Whiskyflasche und nimmt einen mächtigen Schluck. Dann bleibt er vor ihr stehen, umfaßt mit einem verschleierten Blick die zusammengesunkene Gestalt und reißt sie an sich.

„Nicht! Nicht!" wehrt sich Luise.

„Aber hab dich nicht so, keine Angst! Kannst bei mir bleiben als Wirtschafterin."

„Nein, ich will nicht! Ich will nicht!"

„Was willst du denn? Vielleicht zurück?"

Mit aller Kraft wehrt sich Luise gegen die harten Arme; aber sie ist zu schwach, wie ein Spielzeug hängt sie in seinen Armen. Da gelingt es ihr, eine Hand freizubekommen, ein schneller Griff, ein metallisches Blitzen vor Gus' Augen, ein heißer, schmerzender Strich über sein ganzes Gesicht.

„Verdammt!" stammelt er mehr erstaunt als erschrocken, läßt seine Beute los, fährt sich über das Gesicht und sieht verblüfft die blutbefleckte Hand. Er hat in seinen zehn Jahren Tampico schon manches erlebt, aber so etwas ist ihm noch nicht vorgekommen. „Was fällt dir denn ein, Mädel, bist du toll?"

Luise ist vor ihm zu Boden geglitten, umklammert krampfhaft ihre Waffe und beobachtet mit ängstlichen Blicken die Wirkung ihres Angriffs. Sie sieht die Verblüffung des Mannes, weiß ihn wehrlos, springt auf, reckt sich vor ihm in die Höhe und schreit ihm ins Gesicht: „Ich bin kein Mädchen aus dem Tanzhaus, aber Sie sind ein grober, ungeschliffener Kerl! Ich bin erst vor drei Tagen von Europa gekommen, zu meinem Bräutigam Willi Bar. . ."

„Zum Lotteriewilli!" staunt Gus mit offenem Munde. „Setzen Sie sich, kleines Fräulein, und erzählen Sie!"

Aufatmend hört Luise das achtungsvolle „Sie", sie fühlt, daß die Gefahr vorüber ist; und schon erwacht auch in ihr das Mitleid.

„Sie bluten! Soll ich Sie nicht . . ."

„Aber Unsinn, wegen der kleinen Schramme!" Er gießt ein paar Tropfen Whisky in die hohle Hand und reibt sich damit das Gesicht ab. „So macht man das bei uns! Und jetzt erzählen Sie endlich!"

Luise erzählt ihre Geschichte, immer wieder unterbrochen durch dröhnende Faustschläge auf den Tisch und teilnahmsvolles Fluchen. „Und glauben Sie, muß ich wieder zurück in dieses Tanzhaus?"

„Was fällt Ihnen ein! Ich werde dem alten Mädchenhändler mit der Polizei drohen und Sie werden Ihr Gepäck, Ihr Geld und noch einen Zuschuß zur Heimreise bekommen. Vorderhand müssen Sie zu Ihrer Sicherheit hier im Kamp bleiben, denn der Kerl, den ich Ihretwegen niederschlug, ist ein mächtiger, einflußreicher Mexikaner und ein gefährlicher Mann. Aber Sie werden müde sein. Diese Tür führt in meinen Schlafraum, den ich Ihnen vorderhand zur Verfügung stelle. Die Tür ist allerdings nicht versperrbar", fügt er lächelnd hinzu, „haben Sie vielleicht noch Angst vor dem — groben, ungeschliffenen Kerl?"

Luise gibt keine Antwort. Aber ihre kleine Faust lockert, öffnet sich, mit einer raschen impulsiven Bewegung schiebt sie ihm die Schere über den Tisch zu.

„Ich habe Vertrauen zu Ihnen. Gute Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die kleinen Lichte.

Ein Adventsmärchen von **Mia Munier-Wroblewska.**

In einem Laden lagen in einem Fach viele Lichte wohl geordnet nach Größe, Umfang, Farbe und Preis. Da waren dicke mattgelbliche, schlanke perlhelle, dunkelrote, prunkend buntblumige und kleine weiße, die zu unterst in einer Schachtel ruhten.

Die kleinen weißen wußten ganz genau, daß sie dünn und billig waren, geringes Ansehen genossen und sehr bescheiden sein mußten. Sie lagen schon viele Monate in ihrer Schachtel und hofften vergeblich auf einen Käufer. Einmal hatte der Lehrling ärgerlich gerufen: „Diese verstaubte Schachtel vom vorigen Jahr kommt mir immer zu unrecht unter die Finger, man müßte sie auf den Speicher fort'un." Da hatten die Kleinen gezittert, denn auf den Speicher fortgetan zu werden, war ehrenrührig und vernichtete alle Hoffnungen, gekauft zu werden.

Die Vorräte in den andern Packungen wechselten beständig; am schnellsten ging es bei den schlanken, perlhellen, darum waren sie auch sehr stolz und prahlten mit ihrer Begehrtheit.

## Advent.

Ein zarter Klang entschwebt  
Der Himmelsferne sacht.  
Der hold dein Herz belebt  
Und voll Verlangen macht.

Im Winterwalde stehn  
Die Tannen wie im Traum.  
Und leise Lüfte wehn  
Schon festlich durch den Raum.

Und alles lauscht hinein  
In diese stille Zeit.  
Ersehnt den Wunderschein  
Der Nacht der Herrlichkeit.

**Franz Eingia.**



Am Abend, wenn der Lehrling die Eisenstange vor der Ladentür befestigt, wenn der Schlüssel sich im Schloß umgedreht hatte und die Schritte der Menschen auf der abendstillen Straße verklungen waren, dann fingen die Vorräte im Laden an, sich zu unterhalten.

„Wir sind die schönsten", sagten die buntblumigen Prunkkerzen.

„Schönheit vergeht, aber Sohlenleder besteht," riefen die Häute, die von der Lage herabbaumelten und darauf warteten, zu Stiefeln verarbeitet zu werden.

„Ihr seid dummer Luxus," schrien die Heringe, die in einem großen Faß in der hintersten Ecke hausten, „wir aber sind Volksernährungsmittel, außerdem kommen wir weither aus dem Meer, und ihr alle in euren Fächern seid nur aus einer Fabrik."

„Das lassen wir uns nicht bieten," tobte es von allen Seiten: aus den Glaskästen voller Schokoladentafeln, aus den Blechbüchsen voller Bonbons und Keks. „Wir sind Erzeugnisse der modernen Industrie, das ist wohl mehr als lumpige, salzige Fische."

„Und von wegen weither braucht ihr auch keinen großen Ton zu riskieren," ließen sich die Zitronen aus ihrem Glasbehälter hören, „Italien, unsere Heimat ist viel weiter als eure Ostsee."

„Das ist alles nichts", klang es aus dem Fach mit Reis, „wißt ihr was von Indien? Na also! Dann könnt ihr überhaupt nicht mitreden."

Hierauf wurde es einige Minuten ganz still. Die kleinen, weißen Lichte bebten vor Bescheidenheit; sie wagten nie mitzureden, wenn die Mächtigen im Laden stritten.

„Wir geben zu, daß ihr bunt und recht hübsch seid," begannen die Perlhellen jetzt wieder, „aber eigentlich seid ihr nur Schmuckkerzen."

„Wir nicht, bitte sehr!" warfen die dunkelroten ein, „wir leuchten aus Holzkandelabern in Malerateliers, wo wir modernste Kunst zu sehen bekommen, falls es im Atelier nicht gar zu blau geraucht ist. Und wir hören von lauter „Ismus" sprechen, das ist furchtbar gebildet, das ist Kultur."

„Aber eure Künstler tragen weder Frack, noch Smoking, wenn sie das Atelier blau rauchen, und die malenden Mädchen haben keine seidenen Abendkleider. Austern, Sekt und Hummermayonnaise habt ihr bestimmt noch nie gesehen, wir aber bestrahlen das alles zu Hochzeitsdiners und feinen Bällen und unser Licht gilt für viel vornehmer als elektrische Beleuchtung."

Damit hatten die Perlhellen ihren höchsten Trumpf ausgespielt. Die kleinen Lichte erschauerten in Demut und Hoffnungslosigkeit, je Ähnliches zu erleben. Die dicken mattgelben sprachen jetzt sanft: „Wir wollen mit niemand in Konkurrenz treten, denn wir sind Kirchenkerzen. Wir wollen euch nur vor Eitelkeit warnen. Dort, wo wir unser Licht spenden, fragt man nicht nach Ismus und auch nicht nach den Fräcken und Austern."

Die Kleinen horchten auf. „Ob wir dort nicht auch leuchten könnten?" fragten sie sehr bescheiden. Aber die dicken mattgelben wehrten mild, doch bestimmt, ab. „Bei euren schwachen Flämmchen? Ausgeschlossen! Das ist An-

maßung, ihr Kleinen. Nur wir großen hellflammigen gehören auf die Ehrenplätze."

Da verstummten die Kleinen und dachten still bei sich, daß die Mattgelben auch stolz seien, obwohl man doch in der Kirche nicht nach Ismus und Austern frage. Aus dem großen Mehlsack murmelte es jetzt ein wenig grob und spottend: „Was soll eure ganze Wichtigmacherei? Denkt an mich! Ohne mich würden die Menschen verhungern."

Der alte Ladentisch aber knurrte begütigend: „Streitet nicht so viel. Jeder ist nütz an seinem Platz. Ihr kleinen Lichte sollt nicht ungeduldig werden, eure Stunde wird kommen und ihr werden schauen, was keinem aus eurem Fach vergönnt ist außer euch."

Es wurde nun immer kälter im Laden und das Licht brannte vom Morgengrauen bis zum Ladenschluß. Grau hingen die Tage vor den kleinen Schaufenstern, der Lehrling heizte ein Öfchen, wärmte seine klammen Finger und packte Kisten aus, denen er allerlei bunte Dinge entnahm. Die glitzerten in die Dunkelheit dieser unfrohen Wochen.

Eines Tages fühlten die Kleinen voll Seligkeit, daß der Lehrling ihre Schachtel ergriff und sie hervorholte. Er steckte ein Lichtchen nach dem andern in kleine Halter von Draht und reihte sie auf eine Schnur. Wie klopften die Herzen der Kleinen! Nun ward die Schnur ins Schaufenster gehängt, und die froströten Hände des Lehrlings befestigten zwischen den steil ragenden Lichtchen glänzende Glaskugeln und silberne Flittersterne. Solche Herrlichkeiten hatten die Kleinen noch nie gesehen, und sie fürchteten, von den neuen Nachbarn ebenso mißachtet zu werden wie von den bisherigen. Ein großer Stern raschelte ein wenig und sagte: „Guten Tag, ihr lieben Christbaumkerzen!" Was war das für ein respektvoller Gruß! Und was sollte das heißen: Christbaumkerzen? So hatte noch keiner die Kleinen angeredet. Eine schauernde Glücksahnung ließ sie auf der Schnur leise erzittern bei dem Wort Christbaum.

Die Frau des Ladenbesitzers warf etwas Strahlendes, Feines über die Kugeln, Sterne und Lichtchen. Goldener Schein erhellte das Fenster, die Kleinen hingen in einem leuchtenden Schleier, und als sie sich vom freudigen Schreck erholt hatten, fragten sie leise: „Was ist um uns?"

„Christkindleins Haar hat euch umsponnen," tönte es zurück, dünnstimmig wie fernes Kindersingen. Vor dem Schaufenster tanzte es weiß und duftig, als wenn Sterne vom Himmel fielen. Des Lehrlings Faust schob sich noch einmal an die Scheibe, um braune Reiter und Wickelkinder mit rosa-weißen Zuckergesichtern aufzubauen. Ein alter Mann trug einen Tannenbaum vorüber. Zwei Kinder blieben vor dem Fenster stehn. Vier Augen und zwei Nasen heben sich in die Höhe, vier Wangen wurden rot vor Erwartung. Wups! fiel ein weißer Flockenstern auf eine Nasenspitze und zerschmolz sofort. An die Scheibe tippte ein kleiner, bunter Fausthandschuh.

„Sieh die weißen Lichtchen!" hörten die Kleinen sagen und sie wollten beinahe etwas eitel werden, aber die Aufregung ließ ihnen keine Zeit dazu.

Am nächsten Tag stand die Ladentür gar nicht still. Es war ein Kommen und Gehen. Die Tochter des Ladenbesitzers kam zur Aushilfe. Alle Käufer waren eilig und hatten helle Augen. Der Ofen prasselte besonders lustig. Durch die Tür, die immerzu geöffnet ward, kam ein Duft von frischem Schnee und mischte sich mit den vielen guten Gerüchen aus den frisch aufgemachten Kisten: Feigen, Mandeln, Rosinen, Datteln, Zimt und Safran, und viele Gattungen gewürziger Lebkuchen.

„Sind die Christbaumkerzen schon alle?"

„Nimm die vorjährigen aus dem Fenster!"

Ritsch, ratsch! wurden die Kleinen von fliegenden Fingern aus den Haltern gerissen und versanken in einer Schachtel. „Wir werden gekauft," dachten sie, „schade, gerade jetzt, wo es so schön war am Fenster im Schein von Christkindleins Haar."

„Es kommt noch viel schöner", sagte der alte Ladentisch, „eure große Stunde naht. Lebt wohl, ihr bescheidenen Kleinen!"

Der Deckel klappte über sie, zitternd lagen sie im Dunkel, wurden aufgehoben, fortgetragen.

Noch einen ganzen Tag ging es drunter und drüber im Laden, und dann, als es wieder dunkel wurde, blieb alles stehen und liegen, wie es stand und lag. Ohne das übliche Aufräumen verließen alle den Laden. Die eiserne Stange rasselte, das Schloß knarrte. Durch die Ritzen der Läden stahl sich die Helle der Schneenacht in den finstern Raum, in dem es plötzlich ganz still geworden war nach dem Getriebe der letzten Tage. Und in diese Stille kam langsamer, rufender Glockenton.

„Weihnacht!" knarrte der alte Ladentisch. Ich habe wieder einmal die schärfste Arbeit des ganzen Jahres geleistet und kann jetzt drei Tage ausruhen."

„Wir sind ganz leer," jammerten der Honigtopf und das Sirupfaß.

„Auch wir haben kaum etwas nachbehalten," riefen alle Fächer von Reis, Zucker, Kaffee und Gries, riefen auch die neu dazugekommenen und bereits geleerten Kisten, die Glasbehälter und Bonbonbüchsen.

„Wir verstehen es nicht," zeterten die schlanken, perlhellen Lichte, die unberührt in ihrem Fach liegen geblieben waren. „Braucht uns kein Mensch mehr? Gibt es keine Bälle und Gesellschaften? Sogar die elenden, kleinen Lichtchen, die ein Jahr lang unter uns verstaubten, haben Käufer gefunden, und wir sind zurückgeblieben."

„Das ist die Strafe für eure Überheblichkeit," mahnten die großen Mattgelben sanft. Die Häute knarrten was Unverständliches. Das Mehl im großen Sack konnte sich nicht äußern, denn es war kein Stäubchen übrig. Der gute alte Ladentisch aber murmelte im Einschlafen, denn er war redlich ermüdet: „Weihnacht ist nicht die Zeit für Bälle und Gesellschaften, Weihnacht ist die Zeit für unsre Kleinen, ach, wenn ihr wüßtet, wie denen jetzt zu Mute ist!"

Man wußte nicht recht, ob er die kleinen, bescheidenen Lichte meinte oder die Menschenkinder, die heute des Jahres seligsten Abend feierten. Dann schlief er schon. Weißes Mondlicht kletterte durch einen kleinen Spalt und streichelte sein altes, braunes Runzelgesicht. Viele Glocken sangen durch die Winternacht.

Von dem Glanz am Tannenbaum in einer echten, deutschen Weihnachtsstube, an dem die bescheidenen, kleinen Lichte teilhaben durften, erzählt diese Geschichte nichts mehr. Wer Weihnacht tief im Herzen kennt und liebt, der weiß, was die Kleinen erlebten, und der weiß auch, daß ein langes Warten in unbeachteter Dunkelheit zehnfach aufgewogen wird von dem Glück, mitleuchten zu können in der heiligen Helle, die da scheinet in der Finsternis.



## Bunte Chronik



**Die unverstandenen Erfinder.**

Es ist schon etwas mehr als ein Jahrhundert her, daß der französische Chemiker J. B. Dumas den Besuch einer Frau erhielt, die in Tränen aufgelöst war. Sie sagte ihm: „Ich habe das Unglück, einen Mann zu haben, der Erfinder ist. Er ruiniert uns damit. Ich bitte Sie inständigst, ihm seine unglückselige Leidenschaft auszureden."

„Ich werde es versuchen — erwiderte der große Gelehrte. — Schicken Sie mir Ihren Mann."

Am nächsten Tag erschien der Erfinder bei ihm. Dumas hatte erwartet, einem Utopisten und unklaren Projektemacher zu begegnen. Er wurde bald aber veranlaßt, ihm mit größtem Interesse zuzuhören, und weit entfernt davon, ihn von seinen Arbeiten abzuhalten, drang er in ihn, sie unter allen Umständen fortzusetzen.

Einige Tage später kam die Frau des Erfinders wieder zu Dumas, um zu erfahren, was das Ergebnis der Unterredung gewesen sei. Dumas versicherte ihr: „Ich habe Ihrem Gatten gesagt, daß er im Begriff ist, eine ganz geniale Entdeckung zu machen. Ich habe ihn ermutigt, seine Versuche fortzusetzen und ich werde ihm bei der Aufbringung der Kosten helfen. Widersetzen Sie sich seinen Studien nicht mehr. Vielleicht werden Sie später Gelegenheit haben, sie zu bewundern."

Der Erfinder, um den es sich hier handelte, war Daguerre und der Gegenstand seiner Versuche war die Erfindung der Photographie.

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.